

Foto: Alexander Schwarzl



Menschen, die beruflich mit Toten zu tun haben, haftet seit je ein seltsamer Ruf an. »Warum eigentlich?«, fragt sich Martin Prein

## Tod ohne Tränen

Erst Rauchfangkehrer, dann Hilfsarbeiter, Lkw-Fahrer, Bestatter: Wie der Thanatologe Martin Prein über Umwege zu seiner Bestimmung fand **VON VERENA RANDOLF**

ANZEIGE

Hommage à Paul Gauguin

**FREYWILLE**

FREYWILLE.COM • MADE IN VIENNA  
WIEN • SALZBURG • INNSBRUCK +43 1 599 25 450

**M**artin Prein Lachen ist schon auf dem Flur zu hören, dabei hat der 44-jährige Oberösterreicher seit neun Uhr früh vom Tod erzählt. Am späten Nachmittag schüttelt Prein Hände, scherzt und verabschiedet seine 18 Kursteilnehmer im breiten Dialekt: »Danke, goi, ois Guate!« Alle verlassen den Seminarraum beschwingt. Fast erleichtert.

Das zentrale Thema von Martin Prein ist der Tod. Seine Berufsbezeichnung: Thanatologe. 2012 gründete er in Linz sein Institut für Thanatologie, die Wissenschaft vom Tod. Seither versucht Prein den Menschen in Seminaren und Vorträgen das Unbegreifliche ihrer eigenen Sterblichkeit näherzubringen. Es geht auch um die Berührungsangst mit dem, was als sichtbar gewordener Tod in den Kosmos der Lebenden eindringt: »Es ist erstaunlich, dass in all den Auseinandersetzungen rund um das Thema Tod ein ganz zentrales und wesentliches Moment beinahe zur Gänze fehlt«, sagt Martin Prein. »Nämlich die Leiche.«

Prein packt Zettel und Bücher in eine Umhängetasche, mehr hat er nicht dabei. Die alten Ahornbäume im Hof eines Bildungszentrums in Wien-Hietzing tragen kaum mehr Blätter und werfen schon am Nachmittag lange Schatten. In der Zeit vor Allerheiligen eilt Prein seit Jahren von Termin zu Termin, von Vortrag zu Vortrag. Seit bald acht Jahren redet er über den Tod: In erster Linie mit Berufsgruppen, die mit Verstorbenen konfrontiert sind, aber auch mit Privatpersonen. Für 80 Euro pro Teilnehmer klärt Prein Fragen rund um den toten Körper und berät, wie man Trauernden begegnet. Im Styria-Verlag ist jetzt sein erstes Buch erschienen, es trägt den Titel *Letzte Hilfe Kurs*.

Seinen Weg begann Prein aber als Rauchfangkehrer. Später wurde er Hilfsarbeiter, Lastwagenfahrer, Busfahrer, schließlich Bestatter, dann Notfallpsychologe und letztlich Thanatologe. Dass seine Arbeit heute auf so großes Interesse stoße, liege wohl daran, dass sich Menschen ideologiefrei mit dem Tod auseinandersetzen wollten, »ohne Tränenröhen-Gerede«.

Zehntausende Menschen sind in Österreich Tag für Tag mit dem Tod konfrontiert. Ärzte, Pflegepersonal, Bestatter, Totengräber, Polizisten, Angehörige. Statistisch gesehen stirbt jährlich knapp ein Prozent der Bevölkerung. Die 99 Prozent, die überleben, eint eine archaische Urangst, die sich im »Leichentabu« niederschlägt. »Die Leiche symbolisiert die Angst vor dem Körper gewordenen Tod«, sagt Prein. Deswegen werde der Kontakt zu Leichen weitgehend vermieden.

Menschen, die beruflich mit Toten zu tun haben, hafte von jeher ein seltsamer Ruf an. »Warum eigentlich?«, begann sich Prein zu fragen, als er Leichen wusch und zur Aufbahrung vorbereitete. »Was machen die Toten mit uns Lebenden?« Seine Antwort: »Der tote Körper konfrontiert uns mit der unglaublichen Macht des Todes. Was wir wissen, ist: Niemand kann ihm entkommen. Und der Leichnam ist das verkörperte Memento mori: Sei dessen eingedenk, dass auch du sterben wirst.«

Der erste Verstorbene, dem Martin Prein begegnete, war sein Großvater im Jahr 1979. Das Begräbnis, erzählt Prein, fand an einem bitterkalten Tag Ende November statt. Schützen feuerten einen letzten Salut – der Großvater war Kriegsveteran. Am Kopfende des Sarges gab es ein Sichtfenster aus Glas, die Mutter musste den neugierigen Vierjährigen hochheben.

Prein kann sich das blass-bläuliche Gesicht des Großvaters im Sarg in Erinnerung rufen, sich nebenbei ein Stück Topfentorte mit Waldfrüchten in den Mund schieben und »Mmmh« sagen. Eine Leiche ist nichts, wovor er Schrecken empfindet. »Würdest du seit 20 Jahren als Urologin arbeiten und jeden Tag nackte Männer sehen, wäre das kein Anblick, der dich aus der Fassung bringt«, erklärt er.

Als Kind wollte Prein Maurer werden. Der Bub wuchs nach der Scheidung seiner Eltern bei der Großmutter in einem 600-Einwohner-Ort in Oberösterreich auf. Samstags schleppte die alte Frau eine Blechbadewanne in die Stube, wärmte Wasser am Holzofen und rubbelte ihn sauber. Es gab kein fließendes Warmwasser, kein Bad, nur ein Plumpsklo, eine Ziege, Hennen, eine Sau und einen Holzstock für das Kind, das früh mitarbeiten musste. »Das war eine schöne Zeit«, findet Prein.

Als sein Cousin, ein Maurer, vom Gerüst fiel und fortan nicht mehr laufen konnte, änderte Prein den Berufswunsch und wollte nun Kaminkehrer werden. »Die Oma hat Zeitungspapier auf den Sessel gelegt, wenn der Rauchfangkehrer gekommen ist. Dann hat er eine Jause bekommen und ein Bier. Ich mochte den Rußgeruch, und wie das schwarze Gewand mit den goldenen Knöpfen geknarrt hat, wenn der Mann sich hingesetzt hat.«

Preins Erinnerungen sind detailliert. Immer findet er zum Ausgangspunkt seiner Gedanken zurück, ist konzentriert und spricht so laut, dass die Damen am Nebentisch dem Gespräch folgen könnten, ohne unhöflich zu wirken. Er sagt intelligente Dinge im Duktus eines Lastwagenfahrers.

In Preins Wohnzimmer in Linz, so erzählt er, hingen nebeneinander: sein gerahmtes Rauchfangkehrer-Lehrlingsdiplom von 1994 und seine Promotionsurkunde von 2015, die sein Dokortat der Psychologie dokumentiert. Als erstes Mitglied seiner Familie erlernte er einen Beruf. Mutter, Geschwister, Großeltern, Stiefvater hielten sich mit Hilfsjobs über Wasser. Als Prein kein Rauchfangkehrer mehr sein wollte, heuerte er in einer Firma an, die Heizkessel herstellte. »Dort haben wir im Akkord gearbeitet und Blechtafeln zugeschnitten. Das war laut und gefährlich, wir standen den ganzen Tag in dieser Halle, ohne zu wissen, ob es draußen regnet oder ob die Sonne scheint. Das war unerträglich.« Deswegen wurde er Lkw-Fahrer, auch das gefiel ihm nicht, dann Busfahrer. »Ich habe mich in der Welt, in der ich lebte, nicht zugehörig gefühlt, konnte das aber nicht deuten.«

Im Kollegenkreis sei er immer beliebt gewesen, immer der mit dem guten Schmach. Dabei plagten ihn schon als Kind Depressionen. Auch Suizidgedanken. Als ihn als Busfahrer eine Panikattacke in Todesangst versetzte, suchte Prein Hilfe. Die Psychotherapie öffnete ihm eine neue Welt. Er begann zu lesen: Erwin Ringel, Erich Fromm, Horst-Eberhard Richter, »sozial-psychanalytische Bücher, von denen ich zu Beginn nichts verstand«. Prein legte ein Vokabelheft an und lernte die Bedeutung von Fremdwörtern wie infantil, ambivalent, regressiv. Zu Hause versteckte er die Literatur vor seiner damaligen Partnerin, den Entschluss zu studieren rang er sich im monatelangen Selbstzweifel ab: »Als Hackerkind war die Uni absolut utopisch für mich.«

Den Job als Busfahrer tauschte Prein gegen den des Bestatters. »Ich wollte immer mit Menschen arbeiten«, erläutert er. »Es gibt keinen Beruf, wo du so intensive Begegnungen hast mit Leuten, die so verletzlich sind, so offen, so machtlos. Du kannst Menschen kaum authentischer begegnen als nach dem Verlust eines geliebten Menschen.«

Die Berührungsängste im Umgang mit Leichen, den Schrecken oder die Scheu, interessieren ihn auch im Psychologiestudium, das er schließlich begann. »Die Gefühle, die da zutage treten, gehen ja nie vom Leichnam aus. Die projizieren wir hinein. Das heißt, all diese Emotionen sind in uns selbst daheim. Da ergießt sich die ganze Schrecklichkeit, Furchtbarkeit, die ganze panische Angst vor dem Tod und kommt als Berührungsangst auf uns zurück. Und das interessiert mich, weil da sind wir bei der Todesangst.« Eine Angst, so Prein, der wir uns gewahr werden müssten, weil sie uns führbar und verführbar mache. Gegen die auch er kein Patentrezept hat: »Hätte ich eines, würde ich nicht hier sitzen.«

Prein sagt, auch er kenne Todesangst. Dieses Gefühl, das einem manchmal in die Brust rutscht. »Das kommt, wenn mir bewusst wird, dass ich sterben werde. Dass ich ausgelöscht sein werde und dass das vollkommen egal sein wird, weil sich die Welt weiterdreht. Das ist brutal. Die narzisstische Kränkung schlechthin.«

Die Banalität eines Leichnams halte dem Menschen vor Augen, dass das alles ist, was von einem bleibt. Und das hinterlasse uns mit der Frage nach dem Sinn. »Für mich«, meint Prein, »liegt der Sinn ausschließlich darin, gute Beziehungen zu haben. Aufeinander aufzupassen.«

Er nimmt seine Tasche und den Autoschlüssel. Die grauen Sportschuhe mit dem gesunden Fußbett lassen seine Schritte leicht federn. Er selbst führe ein weitgehend vorsichtiges Leben, sagt er. Ein bedachtes. Nur auf dem Heimweg Richtung Linz wird er vielleicht – einfach weil es Spaß macht – auf der Autobahn ein wenig aufs Gaspedal treten.

### Zwischenbilanz

#### Erfolge

- 1994  
Lehre mit Auszeichnung  
Obwohl er massiv unter Schulangst leidet, schließt Prein die Gesellenprüfung zum Rauchfangkehrer in der Berufsschule mit Auszeichnung ab
- 2003  
Der Uni-Start  
Nach einem Jahr Vorbereitung schafft Prein die letzte Hürde zur Studienberechtigung: die mündliche Mathematik-Prüfung in Salzburg

#### Misserfolge

- 2015  
Abgelehnt  
Martin Prein bietet seine Idee eines Buches mit dem Titel »Letzte Hilfe Kurs« einem großen österreichischen Verlag an und bekommt eine Absage mit dem Argument: »Nicht schon wieder ein Buch über den Tod!« Vier Jahre später erscheint das Buch bei einem anderen Verlag